

christentums erschließen sich weiterführende Sichtweisen für eine Theorie der Gemeindeentwicklung unter den Bedingungen der Gegenwart.

5. Inklusivität als Qualitätsmerkmal interkultureller Gemeindeentwicklung

1. Was qualifiziert nun eine Gemeinde im Sinne der vorgenommenen Definition als »interkulturell«? Problematisch sind Szenarien, die die gesellschaftliche Fragmentierung unhinterfragt lassen und wenig sensibel sind für Erfahrungen der Exklusion, Diskriminierung und Vulnerabilität.¹⁷² Die Gemeinde im ersten der einführend geschilderten Beispiele verhält sich wenig sensibel (s. unten S. 20: Sie heißt Carla offiziell willkommen, verweigert ihr aber ihre ganze Anerkennung. Den Schmerz darüber erträgt sie still in der Hoffnung, ihrem Sohn so ein besseres Leben zu ermöglichen. In Erwartung besserer Hilfsmöglichkeiten zieht auch der Student aus Togo die deutsche Gemeinde einer togolesischen vor. Hinnehmen muss er aber, dass sich bisher außer der Pastorin niemand für ihn interessierte. Die Vermietung von Kirchenräumen an eine chinesische und indische Gemeinde hilft der deutschsprachigen Gemeinde, ihre Einnahmensituation zu verbessern und ihr großzügiges Raumprogramm zu rechtfertigen. Eine solche Zweckgemeinschaft führt aber weder zur interkulturellen Begegnung noch leistet sie einen Beitrag zur Überwindung gesellschaftlicher Probleme. Darum empfiehlt sich zur Festigung der in Abschnitt 4.1 bestimmten sozialen Qualität von Interkulturalität ihre Verbindung mit dem Konzept der Inklusion. Inklusion geht von der prinzipiellen Gemeinschaftszugehörigkeit aller aus, ist sensibel für Exklusion, Vulnerabilität und andere Formen der Diskriminierung, besonders wo sie sich überlagern, zielt auf ein zweckfreies, interkulturelles

172 Der Begriff der Vulnerabilität begegnet in verschiedenen Fachdiskursen zur Eröffnung eines theologischen Zugangs zu gesellschaftsrelevanten Themen wie Migration oder Bekämpfung von Fremdenfeindlichkeit. Dabei wird in dem freiwilligen Wagnis der Verwundbarkeit, wie es Gott in seiner Menschwerdung in Jesus von Nazareth einging, auf die Leben ermöglichenden Potenziale verwiesen und diese als alternative Handlungsmuster oder -strategien beschrieben. Zum Beispiel Adamavi-Aho Ekué, die es als eine Bedingung für eine »migrationssensible Ekklesiologie [sieht ...], wenn diese realen Wunden – also diejenigen, die Menschen auf ihrer Wanderschaft und Flucht erleiden, aber auch jene, die Gesellschaften und Kirchen in den Bewegungen mit und in den Bewertungen über Migration erfahren – theologisch ernst genommen werden.« DIES., Ökumenische Einsichten, 24.

Miteinander gleichwertiger sozialer Beziehungen auf Basis gegenseitiger Anerkennung¹⁷³ und bringt bedeutsame theologische Themen zum Schwingen.¹⁷⁴

2. Zur Wahrnehmung der sozialen Aspekte soll in Anlehnung an Ulf Liedke¹⁷⁵ die Trinitätslehre als theologisches Rahmenkonzept eingeführt werden. Sie ermöglicht eine Reflexion der aufgezeigten Herausforderungen unter dem Aspekt der Beziehungsfülle Gottes. Karl Barth beschreibt die Korrelationen von Vater, Sohn und Heiliger Geist (Gal 4,4-7; 1Kor 12,4-6; 1Kor 13,13; Mt 28,19) als Neben- und Miteinander, Gegen- und Füreinander im Sinne von Einheit in Verschiedenheit.¹⁷⁶ Die Bestimmung des Menschen zur Gottebenbildlichkeit wird nun zum Kristallisationspunkt dieser *interkulturell-inklusiven* Relationalität Gottes im menschlichen Leben.¹⁷⁷ Basis dafür ist die Versöhnung (2Kor 5,17-19) und das Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders (Röm 1,16f.). Um die soziale Qualität¹⁷⁸ christlicher *Koinonia*¹⁷⁹ zu beschreiben, verbinde ich den Wert »Anerkennung von Vielfalt« aus dem Inklusionsparadigma mit dem Zielbild der »Gestaltung eines Dritten Raumes« aus dem Interkulturalitätskonzept zur Bestimmung eines »interkulturell-inklusiven« Miteinan-

-
- 173 »Im Inklusionsparadigma geht es [...] um die unmittelbare Zugehörigkeit jedes Menschen zu einer Gesellschaft der Vielfalt unter Anerkennung seiner jeweiligen Individualität.« LIEDEKE, Gott ist die bunte Vielfalt, 73f. Vgl. W. SCHWEIKER, Prinzip Inklusion, 136–138. 226. 299–304.
- 174 Dabei sind keine »sozialromantischen Vorstellungen einer Vollinklusion« im Blick. Vielmehr muss es das »Ziel theologischer Sozialtheorie sein, die Inklusionserfahrung des Glaubens zu einer realistischen Praxistheorie inkludierender Kommunikation weiterzuführen.« Diese realistische Praxistheorie »vermeidet eine sachgemäße Überdehnung des Inklusionsbegriffs und inspiriert zugleich zu einer menschengerechten Inklusionspraxis.« LIEDEKE, Inklusion, 80f.
- 175 LIEDEKE, Inklusion, 74–79; SCHWEIKER, Prinzip Inklusion, 333–337. 421f.
- 176 »In Gottes eigenem Wesen und Bereich findet ein Gegenüber statt: ein reales, aber einmütiges Sichbegegnen und Sichfinden, ein freies Zusammensein und Zusammenwirken, ein offenes Gegeneinander und Füreinander.« K. BARTH, Kirchliche Dogmatik, 207.
- 177 »Eben dieser göttlichen Lebensform Wiederholung, ihr Abbild und Nachbild ist der Mensch. Er ist es einmal darin, dass er Gottes Gegenüber ist [...] Und er ist es sodann darin, dass er selbst das Gegenüber von Seinesgleichen ist [...], dass also das in Gott selbst stattfindende Zusammensein und Zusammenwirken in der Beziehung von Mensch zu Mensch zur Wiederholung kommt.« Ebd.
- 178 Den sozialen Implikationen aus der Rechtfertigung für die neue Existenzweise und Wirklichkeit in Christus (Gal 3,28) folgend sieht Walter Klaiber die wesentliche Eigenart der Gemeinde in ihrer »Inklusivität«, die sich konkretisiert »im miteinander Essen« in der Überzeugung, in gleicher Weise an Gottes Heil teilzuhaben.« DERS., Gerecht vor Gott, 147, vgl. 98. 227f. W. Klaibers Begriff der »Inklusivität« vereint den Aspekt der Gestaltung eines Dritten Raums (»Miteinander Essen«) aus dem Interkulturalitätsparadigma mit dem Aspekt der Anerkennung von Vielfalt (»Überzeugung, in gleicher Weise an Gottes Heil teilzuhaben«) aus dem Inklusionsgedanken.
- 179 Koinonia ist hier im Anschluss an Ulrich Kuhnke und Ralph Kunz als theoretischer Grundbegriff und Gestaltprinzip der Gemeindeentwicklung verstanden, KUHNKE, 15–17. 311; KUNZ-HERZOG, Theorie, 50–64. 378.

ders im Sinne des paulinischen Satzes »Hier ist nicht Jude noch Grieche, ... nicht Sklave noch Freier, ... nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus« (Gal 3,28; vgl. auch Kol 3,11 und Röm 1,16).

3. In der Anerkennung dieser von Gott geschenkten Relationalität im Glauben wird die Gabe der Versöhnung und Rechtfertigung zur Aufgabe und Motivation, sich zum Schutz von Menschen einzusetzen, die potenziell diskriminiert oder exkludiert werden (Gal 2,11ff.; Röm 14,1-15,12). Dabei gehört es zum Wesen von Anerkennung, dass im tertiärkulturellen Geschehen die kulturellen Ursprungsdispositionen der Beteiligten nicht etwa in einem Verschmelzungsprozess verschwinden. Vielmehr führt das wechselseitige Anerkennen im Spannungsfeld der Ausgangskulturen in einem konziliaren Aushandlungsprozess zur Ausbildung der neuen Kultur im Sinne einer Erweiterung des Erkenntnishorizonts hin zu neuem Denken und Handeln.¹⁸⁰ In der Gemeindeentwicklung erweist sich die menschliche Nachahmung der innertrinitarischen Beziehungsfülle Gottes in ihrem »interkulturell-inklusive« Charakter als grundlegendes Qualitäts- und Gestaltmerkmal im Sinne des neutestamentlichen *Koinonia*-Begriffs.¹⁸¹ Kennzeichen dieser Gemeinschaft ist die grundlegende Selbstentäußerung (Kenosis) Gottes in Jesus Christus, mit der er die Bedingungen »für eine ›Begegnung auf Augenhöhe‹ schafft, und die uns erlaubt, Jesus als Bruder anzusprechen und Gott unseren Vater zu nennen.«¹⁸² Die Bereitschaft zur »kenotischen Entäußerung« der Einheimischen oder Residenten, indem sie ihre Vormachtstellung aufgeben und sich mit Menschen internationaler Herkunft – oft mit Flucht- oder Vertreibungshintergrund – verbinden, erweist sich als eine notwendige Bedingung für die Gemeindeentwicklung in Zeiten wachsender Internationalisierung und Migration.

4. Christliche Gemeinschaftsbildung lässt sich als Prozessgeschehen je nach Interkulturalitäts- bzw. Inklusionsgrad einer Gemeinde individuell und situationsbezogen kartografieren zwischen den Merkmalen »Anerkennung von Vielfalt« und »Gestaltung eines Dritten Raumes«. Dabei erweist sich der Inklusionsbegriff als Qualitätsmerkmal interkultureller Gemeindebildung, deren soziale Güte mit den in Ziff. 2 und 3 beschriebenen theologischen Implikationen im Anschluss an Walter Klaiber als »Inklusivität« oder als »interkulturell-inklusiv« bezeichnet werden soll.¹⁸³

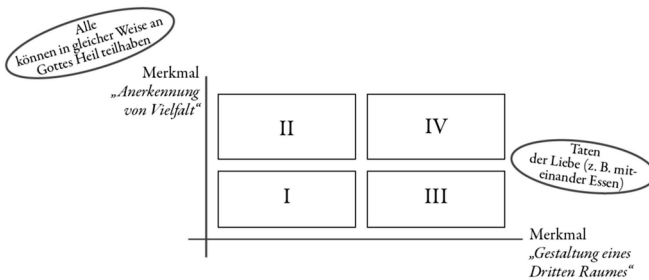
180 FÖLDES, Interkulturalität, 513.

181 Nach Ralph Kunz ist »Inklusion [...] Testfall für das Gemeindeleben«, DERS., Aufbau der Gemeinde im Umbau, 114; DERS., »Da kann ja jeder kommen!«, 37f.

182 T. KESSLER, Trinitarische Ekklesiologie, 39.

183 KLAIBER, Gerecht vor Gott, 147.

Abbildung 1: Varianten der sozialen Qualität christlicher Koinonia als
Inklusivität



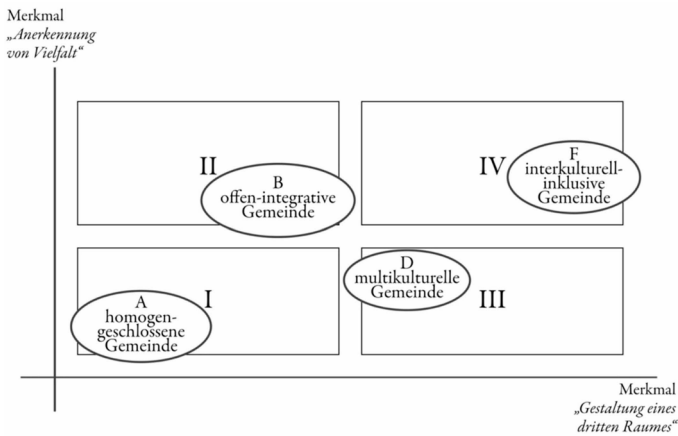
Grafik: F. B.

In der Grafik steht die vertikale Achse für die Überzeugung, dass alle Menschen unabhängig von ihrer sozialen oder kulturellen Herkunft gleichermaßen an Gottes Heil teilhaben können, was zur prinzipiellen Anerkennung von Vielfalt führt. Die horizontale Achse zeigt die soziale oder ekklesiologische Konsequenz eines solchen Glaubens, die sich in der Gestaltung eines Dritten Raumes durch Taten der Liebe verwirklicht. Daraus ergeben sich zahlreiche unterschiedliche Möglichkeiten der sozialen Qualität einer Koinonia: Feld VI zeigt Gemeinden mit einem starken Interkulturalitäts- bzw. Inklusivitätsgrad, während sich in den Feldern III und II schwächere Ausprägungen abbilden und in Feld I eine sehr niedrige. Die Felder II und III unterscheiden sich dahingehend, dass in Feld II der Wert »Anerkennung von Vielfalt« stark im Bewusstsein ist, aber noch wenig strukturelle Konsequenzen erkennbar sind. In Feld III dominiert das strukturelle Moment über das in der Gemeinschaft präsente Wertebewusstsein. Die vier Felder im Koordinatensystem helfen, konkrete Gemeindesituationen differenziert wahrzunehmen und für die Erarbeitung von Entwicklungszielen Impulse zu setzen.

Möglich ist auch die Weiterentwicklung dieser Überlegungen zu einem Typen-Modell: In die Felder des Koordinatensystems werden idealtypische Standortbestimmungen von Gemeinden hinsichtlich ihrer interkulturell-inklusiven Güte eingezeichnet. Eine solche Typisierung hilft zum analytischen Verstehen und Reflektieren der komplexen Prozesse interkultureller Gemeindeentwicklung.¹⁸⁴ In der Praxis ergeben sich vielfältige Varianten individueller Gemeindeentwicklung in der gesamten Fläche der vier Felder zwischen den Merkmalen »Anerkennung von Vielfalt« und »Gestaltung eines Dritten Raumes«.

184 Eine differenzierte Beschreibung von Modellen interkultureller Kirchen- und Gemeindeentwicklung bei BURKHARDT, Miteinander, 8–11. 15f.

Abbildung 2: Idealtypische Standortbestimmungen von Gemeinden hinsichtlich ihrer »interkulturell-inklusiven« Güte.



Grafik: F. B.

6. Interkulturalität als interkollektive Konstruktion

1. Die Schwierigkeiten bei der Gründung der Farsi-Gemeinschaft aus der dritten Beispielszene der Hinführung (s. unten S. 21f.) resultieren aus der Annahme, eine Gruppe wie die farsisprechenden Gemeindeglieder aus dem Iran und Afghanistan seien aufgrund ihrer gemeinsamen ethnischen bzw. sprachlichen Herkunft eine stabile Größe. Wie wenig diese Prämisse zutrifft, zeigt eine Sinus-Milieustudie zum Leben von Migrantinnen und Migranten aus dem Jahr 2018, die zu dem Schluss kommt: »Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland sind keine besondere und schon gar keine homogene Gruppe.« Sie »unterscheiden sich [...] weniger nach ethnischer Herkunft als nach ihren Wertvorstellungen und Lebensstilen«.¹⁸⁵ Die Studie relativiert die Bedeutung des Merkmals der ethnischen Herkunft für die Bildung sozialer Gruppierungen und verifiziert das Konzept der Multikollektivität, mit dem Klaus P. Hansen Vorstellungen als Illusion entlarvt, Kollektive, beispielsweise Menschen mit Migrationshintergrund, bildeten an sich nach außen klar abgrenzbare einheitliche und feste Größen.¹⁸⁶ Vielmehr versagt der Kulturbegriff zur Beschreibung ethnischer Gruppierungen.

¹⁸⁵ Sinus-Migrantenmilieus[®] 2018 (Weblink).

¹⁸⁶ HANSEN, Kultur und Kulturwissenschaft (2011), 139–199. 278–287.